



# Schwarzwälder Sonntagsblatt

Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Numer 5/28

Anzeigenpreis: Die einspalt. Millimeterzeile 6 3, Restamezeile 18 3.

Wittensteig, Sonntag, den 4. Februar 1934

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig  
Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig

1934

## Sonntagsgedanken

### Jerzessene Lungen

In einem Krankenhaus sah ich neulich ein erschütterndes Bild: Die Röntgenaufnahme von einem Schwindkranken. Der eine Lungenflügel war schon halb verschwunden, was noch übrig war, trug unzählige Löcher. Dies Bild in seiner grauenhaften Unerbittlichkeit war der sichere Kündiger eines nahen Todes. Was soll da noch die beste Kost, was die reinste, köstlichste Luft, wenn es so ausseht?

Es gibt auch im geistigen und geistlichen Leben eine „Luft, die alles füllt“, wie es in Tertullians Andeutungslied heißt. Es ist eine köstlich reine, kräftige Luft, die gesund erhält und gesund macht den, der sie einatmet. Aber zu solchem Atem gehören Lungen, gehören Organe, die bereit sind, diese Luft anzunehmen und weiterzugeben in die letzten Glieder des Körpers hinein. Aber wie wenn diese Lungen zertrümmert sind? Da mag uns erst recht ein Grauen befallen ob der Gottlosigkeit, die offen und frech in unserem Volke wütete. Sie magte unseres Volkes Seele einatmen auf allen Lebensgebieten: Politik und Wirtschaft, Literatur und Kunst, Presse und Theater und was man sonst noch nennen mag. Und das ist Jahre so gewesen! Da müssen die Lungen zertrümmert werden von Millionen mörderischer Bakterien, so daß die Organe gar nimmer recht da sind, die nun wieder kräftige Luft der Ewigkeit einzuatmen und daran zu genießen!

Darum gilt es zuerst, dankbar anzuschauen auf den, der der tödlichen Krankheit unseres Volkes an seiner Ursprungsstelle, an der Tiefe der Seele, ein Halt zu gebieten vermag, dankbar dafür, daß er durch das große Geschehen unserer Tage seinem Evangelium wieder die Bahn frei gemacht hat in deutschen Ländern! G. Sch.

### Ausfaat

Gottes Ader ist die ganze Welt. Ob wir wohl immer den Tritt des Sämannes spüren?

Mache mich zum guten Lande,  
Wenn deins Saat Korn auf mich fällt.  
Gib mir Licht in dem Verstande,  
und was mir wird vorgekollt,  
prägen meinem Herzen ein,  
Ist es mir zur Frucht gedeiht.  
Benjamin Schmolz



## Die Klausenhofen und ihre Nachbarn

ROMAN VON J. SCHNEIDER-FOERSTL  
VORLESERRECHTSNACHRICHT DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAM.

### 7. Fortsetzung

„Nur weil ich einspannen will!“ rief er hervor. Er hatte schon den Arm gehoben, sie zur Seite zu schieben, als er ihr verzweifelt Lächeln gewährte.

„Wir haben nur noch den Satan. — Die beiden anderen wurden gestern verkauft. Und der Satan duldet nur meine Hand, sonst keine.“

Er war im Bilde, ging nach der Remise und schob den Zweitäder heraus. Der Satan kam angetanzt und wieherte in den hellen Nachmittag. Annemarie war etwas erschauert, als sie auf dem schaukelnden Wagen Platz nahm. Fritz Gerauer schlang sich auf seinen Galben und trabte nebenher. Man benötigte kaum eine halbe Stunde, dann war man daheim.

Annemarie dankte. Und während sie die Stufen hinaufstieg, sah sie sich rasch noch einmal nach dem Gefährt um, das von Fritz Gerauer flankiert, bereits wieder die Straße hinabrollte.

Die beiden jungen Menschen wechselten kein Wort. Erst als der Buchenwald begann, sagte Fritz Gerauer: „Gilt es dir sehr, nach Hause zu kommen?“ Er hörte ihr „weshalb“ und sagte: „Ich glaube, du fürchtest dich vor mir.“

„Nicht mehr als vor jedem anderen.“

„Anderen ist gut! — Ich möchte dir einen Vorschlag machen — aber nicht hier — hundert Meter abwärts liegt unsere Jagdhütte. Kommst du mit?“

Der Satan tanzte auf dem weichen Boden dahin und warf den schlanken Kopf zurück, als er den Ruf des Jügelers spürte. Sie hatte weder ja noch nein gesprochen, und als sie jetzt mit ihm in den Seitenweg einbog, der zur Hütte

führte, sagte er anerkennend: „Wenn das Frau von Lotter wüßte, ließe sie uns morgen Spießruten laufen.“

„Das läßt sie uns auch so“, kam es ruhig zurück. Der Weg wurde schmal. Fritz Gerauer schritt voran und hielt die widerständigen Zweige zur Seite, daß sie nicht in Margots Gesicht trafen. Die Buchen warfen breite, kloßige Schatten, die um Koffe und Gefährt bujachten. Wasser gurgelte durchs Moos und gab durch die Stille ein leises Glucksen von sich.

Die Hütte lag sonnenüberprankelt auf einer Lichtung und träumte mit geschlossenen Läden in den Nachmittag. Fritz Gerauer schloß auf, öffnete die Fenster und schob die grünkarierten Vorhänge zurück. Der Satan stand an einen Baum gepflockt. Margot hatte ihn wohlweislich vom Zweitäder genommen, denn er war fähig, bei irgendeinem Geräusch mit diesem das Weite zu suchen.

Sie sah den Jugendgespielen unter der Tür stehen und kam langsam näher. „Ist es nötig, daß ich hereinkomme?“

„Ja, es ist nötig“, erwiderte er. „Es scheint, du fürchtest dich doch!“

Sie nahm jetzt die wenigen Holzstufen, kam in den kleinen Flur und hörte, wie er hinter ihr abschloß. Die Jagdhütte wurde nicht allzuoft benützt. Aber es befand sich in ihr für alle Fälle ein eiserner Bestand: Geräuchertes, Zwiebad, ein paar Flaschen Limonade und Rum.

Er mischte wie ein Mixer von Beruf, schnitt Sped auf und legte Zwiebad in den tiefen Zinnteller. Der seine Spott um ihre Mundwinkel reizte ihn zu einem unbeherrschten Wort. „Ein seltsames Rechenbros, was? — Ein schönes Mädchen und ein häßlicher Mann!“

Sie bog die Schultern zusammen und sah über die Lichtung. „Ich hoffe, daß das nicht alles ist, was du mir zu sagen hast?“

„Nein! Aber trink erst noch einen Schluck, damit du das besser verdaust, was jetzt kommt.“ Und während er ihr das Glas noch einmal vollschente und sah, wie sie es fast zur Gänze leerte, hat er: „Heirate mich!“

Sie sah ganz ruhig. Und wenn er erwartet hatte, daß sie durch diesen Ueberfall in Verwirrung geriet, hatte er sich gründlich verrechnet. „Weshalb?“ fragte sie, und hörte dabei nicht auf, von dem Zwiebad zu knabbern; denn er war wirklich hart. Man konnte sich die Zähne daran scharf beißen.

Diese Frage hatte er nicht mit einkalkuliert gehabt. „Ja, weshalb“, sagte er verblüfft. „Weshalb heiratet man denn?“

„Gott!“ Sie faltete die Hände über den Knien und sah zu ihm hinüber. „Um Geld — aus Langeweile — um meine Schulden loszuwerden.“

„Sonst weißt du nichts mehr?“

„Nein!“

„Aus Liebe!“ schrie er sie an. „Aber das Wort Liebe, das steht wohl nicht in deinem Wörterbuch!“

Er hatte erreicht, daß eine brennende Flamme ihre Wangen hinauftrannte. „Du wirst anzüglich!“

„Nein, nur deutlich! — Also: Ich liebe dich, Margot! Ich liebe dich“, wiederholte er, sich zu ihr hinüberneigend. Sie wechselte die Farbe und mied es in seine Augen zu sehen. „Sprich keinen Unsinn, Fritz“, sagte sie dann, „ich möchte sonst gehen. Und es ist so friedlich hier. Vergiß mir doch den schönen Nachmittag nicht. Jeder quält mich, nun du auch.“

„Also Quälten heißt du das, wenn ich dir sage, daß ich dich liebe!“

„Ja! Denn du mußt es dir doch schon vorher sagen, daß es zwecklos ist.“

„Natürlich, ich einen häßlichen Menschen heiratet man eben nicht“, rief er hervor. „Du brauchst dich gar nicht zu verteidigen! Ich weiß schon Bescheid. Man kann der größte Trottel sein, der Gottes Erde drückt, wenn man nur eine hübsche Larve hat, für die Frauen ist man trotzdem interessant. — Warum sollst du anders sein als die Neunhundertneunundneunzig vom laufenden Tausend. Ihr seid es ja gar nicht wert, daß man euretwegen seine Gefühle in Unordnung bringt!“

„Nein, wir sind es nicht wert“, bestätigte sie und hob jetzt die Hände von den Knien, um sie auf die Kante des ovalen Tisches zu legen, dessen Decke etwas verrückt war.

„Also, deine Liebe, die muß ich dir mit Dank zurückgeben, Fritz. Aber einen anderen Gefallen kannst du mir tun: Die Mutter steht knapp vor einem Herzdenzusammenbruch. Es geht nicht mehr. Wenn du dich nun als Freund erweisen müßtest — deine Mama ist Vorstandsdame des

großen Witwenheims in Wien — fände sich vielleicht dort ein Plätzchen für Mutter?“

„Und du?“ kam es rasch.

„Oh, für mich habe ich nichts zu erbitten.“ Und dann mit einem schnellen Entschluß, um alle Weiterungen abzuschneiden: „Also wir werden verkaufen — eben auch — weil es nicht mehr geht. Ich will wenigstens in Ehren abziehen können. Die Gläubiger sollen restlos befriedigt werden. — Und nun möchte ich gehen. Danke, nein, du sollst mich nicht nach Hause begleiten.“

„Du bleibst!“ Noch ehe sie sich erhoben hatte, war er aufgeschneit und stand wie ein gereizter Riese mit vorgeschobenen Schultern und zornigen Augen vor ihr. „Erfüllt möchte ich noch ein Bekenntnis von dir haben. Wer ist der andere, den du liebst?“

Seine Frage schlug wie ein Blitz in ihr gesamtes Denken. Das sonst so beherrschte Mädchen stand zitternd, während Röte und Blässe sich auf ihren Wangen ablösten. „Laß mich vorbei, bitte!“

Die Art, mit der er sie jetzt an den Armen hielt, war brutal. Aber er kannte sich selbst nicht mehr. „Du wirst keinen Schritt aus der Hütte tun, bis ich nicht Antwort habe. Wer ist der andere?“

Rum war sie es, die aufbrauste. „Seit wann bin ich dir Rechenhaft schuldig, wenn ich liebe?“

Sie hatte recht. Er benahm sich lachnhaft. Langsam stiegen die Hände von ihren Armen herab und ruhten in leichtem Zittern an seinem hellen Beinleib. „Verzeih, Margot! Ich bin ein Narr! Immer noch der gleiche Narr, der ich schon vor Jahren gewesen bin!“

Er tat ihr mit einem Male leid, und als er jetzt zurücktrat, um ihr den Weg freizugeben, sah sie nach seiner Linken. „Du darfst nicht meinen, nur du allein leidest. Ich leide auch!“

Um wen? wollte er fragen. Aber es war ja zwecklos. So unterließ er es.

„Du bist sicher noch eine Frau, die deiner wert ist“, sagte sie apathisch. „Bei mir ist es aussichtslos.“

„Das hättest du nicht zu wiederholen brauchen!“

„Du hast mich mißverstanden. Ich wollte fragen: Um meine Liebe ist es aussichtslos.“

Er sah sie an, lächelte und verschob den Mund zu leiserem Spott. Wenn sie ihn trösten wollte? Aber er brauchte ja gar keinen Trost! Sie war das letzte Mädchen gewesen, dem er von seinen Gefühlen gesprochen hatte. Nie wieder würde er den Mund zu einem derartigen Geständnis aufstun.

Sie mochte ahnen, was in ihm vorging und nannte unvermittelt einen Namen, prallte zurück, als er sie aus erschrocken geweiteten Augen anstarrte und hob instinktiv die Hand zur Abwehr, als die seine ausfuhr.

„Du belügst mich, Margot!“

„Nein!“

„Du kannst dich nicht so weit vergessen haben!“ schrie er sie an, „das gibt es ja gar nicht, Du und er? Du und er?“

„Habe ich mich denn vergessen?“ Sie strich, von Schauern durchdrückt, das Haar zurück. „Kennst du das Sich-vergessen-haben, wenn ich nachts auf meinem Bette liege und zum Himmel schreie, daß er mir den Tod schickt, damit ich ausgelöst werde, ich und das andere, das in mir ist? — Kennst du das Sich-vergessen-haben, wenn ich Haus und Hof verkaufe, die Mutter in eine Anstalt bringe und für mich das Lo: der Wanderschaft aufnehme, nur, um aus seiner Nähe zu kommen, weg von ihm, fort aus dem Land, dessen Luft er atmet? — Ich fühle es mit Gewißheit: Ich werde zugrunde gehen, verderben und irgendwo in fremder Erde eingeschauelt liegen. Und du — du wirst mir noch in die Verdammnis nachrufen, daß ich mich vergessen habe.“

Er war erschüttert. Seine Finger drückten sie auf den Stuhl in der Ecke und glitten dann über ihr Haar. „Vergeiß das Wort, Margot — vergeiß es!“ Und als sie jetzt aufsaß, ganz von Leidenschaft und Verzweiflung durchschüttelt, zog er ihren Kopf an sich und bettete ihn unbeholfen an das graue Tuch seines Kodes. Er fühlte das Zucken ihrer Schultern und fand kein Wort des Trostes. Nur seine Arme umfaßten sie schutzwährend, und als ihr Blick zu ihm emporjuchte, nahm er sie fest an sich. „Ich weiß keinen Ausweg, Margot!“

Sie schüttelte den Kopf und hielt ihr Gesicht wieder in seinen Kof vergraben.

„Du mußt darüber hinwegkommen“, sagte er und war sich nicht bewußt, wie brüchig seine Stimme klang. — „Ich muß es auch.“ Gebieterisch drückte er ihren Kopf, der sich heben wollte, an seine Schulter zurück, damit sie sein verzerrtes Gesicht nicht sah, in dem ein Lächeln stand, das von Verzweiflung schrie. Sie standen jetzt ganz von der töd-



ischen Helle übergossen, welche die untergehende Sonne her- einwarf. Seine Arme lagen über ihrem Rücken gefaltet. Er hätte sie am liebsten geschüttelt aus wahnhaftigem Schmerz und wilder Verzweiflung heraus. Aber er ließ nur die Spitzen seiner Finger auf ihrem weißen Kleide ruhen.

Als sie sich regte, nahm er seine Arme zurück und sah ihr in das Gesicht, das sich jetzt so schneelig zu ihm emporhob. „Ich möchte heim“, bat sie leise und kleinmütig wie ein Kind, das sich einer großen Schuld bewußt ist. Er hatte sie noch nie so demütig und verzagt gesehen.

Mit einer sanften Bewegung über ihre rotverschwo- lenen Lider streichelnd, mahnte er: „So kannst du nicht gehen, Kind. Bleib noch ein paar Minuten. Im Zimmer nebenan steht ein Bett. Du legst dich ein bißchen hin und läßt Kopf und Nerven ruhen. Ich sperre ab und werfe dir den Schlüssel zur Hütte durchs Fenster herein. Du kannst ihn mir dann bei Gelegenheit wieder zuschicken.“

„Und was machst du?“

„Ich reite nach Hause.“

Sie sah ihn an und bekam etwas Rot in die Wangen. „Sag doch selbst, Fritj“, meinte sie, während sie auf einen Stuhl sank. „Ist es denn überhaupt der Rede wert, daß man ein solches Getue um das bißchen Leben macht? — Da schuftet und radert man sich ab, rennt sich die Hüfte wund und zermartert sich den Kopf, wie man alles recht machen und aufs gleiche bringen könnte, und wenn's nicht gehen will, geht es einfach nicht. Ich bin vor unjeren Knechten auf, und unsere Rügde schlafen längst, wenn ich erst an- fange, die Kleider abzuströpfen. Ich reite die Pferde selber zu, und auf den Weiden haue ich mit wie der letzte Dienst- kete. Meine Hände sind voll Schwielen, und wenn ich mich schlafen lege, weiß ich nicht, nach welcher Seite ich mich drehen soll, so schmerzen mich meine Glieder. — Und es ist kein Segen dabei! Kein Erfolg! Kein bißchen Glück! Gar nichts! — Zuweilen komme ich mir vor, wie eine Ver- sehmte.“

„Weil du friedlos bist“, warf er heftig dazwischen.

„Friedlos! — Ja, vielleicht bin ich das. Denn da bist du — du bist der andere — da ist die Mutter, die mich quält mit ihrem ewigen Weinen und Jammern und sich nicht in die Zeit schiden kann und täglich und stündlich ein Wunder vom Himmel erwartet, das uns mit Segen überschütet, wie er Regen im Sommer. Und wenn ich das nun endlich alles nau mir habe —“

„Ach in erster Linie“, warf er hin.

„Dah auch, ja. Weil du mir leid tust. Weil ich dir ja im Strauß genommen gut bin — nur —“

„Aber in Wirklichkeit mit einem solch häßlichen Men- schen keinen weiteren Kontakt eingehen willst“, höhnte er, schon wieder außer aller Fassung. Dann mit plötzlichem Ein- senken, mit einem leichten, jähen, eigensinnigen Versuch, womöglich doch noch Sieger zu bleiben, sagte er: „Siehst du, Margot, wenn du vernünftig bist — den andern kannst du nicht haben — bleibe also nur ich.“

Er wehrte seinen Händen, die nach ihr fassen wollten und klatete: „Warum quälst du mich denn so über die Wägen?“

Er hörte gar nicht auf diesen Einwand und wunderte sich, woher er auf einmal die Worte nahm, ihr alles vorzu- stellen, was ihr an Vorteilen aus einer Verbindung mit ihm erwachsen würde. Es würde alles wieder ins rechte Gleis kommen, in Hof und Haus und Stall und Garten. „Du wirst sehen“, drängte er, „es ist gar nicht so schrecklich, mit mir zu leben — sagen wir vielmehr, neben mir. Willst du auch nicht neben mir leben, Margot?“

Ihr Gesicht lag jetzt von lechter kupferner Helle umflo- sen. Schon laut der Feuerball hinter den Buchen hinab in den See, von dem eine kleine Ede herüberstimmerte. Hoch oben, wo noch alle Spitzen in lattes Licht getaucht lagen, klötete eine Amstel ihr schönstes Lied.

Und dann begann die Helle mit einem Mal zu ver- schwinden. Der Abend war da. In stiller, sanfter Verlohlung legte er sich über die milde Schwere ihrer Seelen. Feiner Nebel hob sich aus dem Moos und flocht Schatten um die Dämmerung.

Aus dem Schweigen klang wiederum Fritj Geraners Stimme: „Wenn du mich wenigstens zum Schutz gegen dich selbst.“ Dabei glitt sein Kopf langsam auf die Platte des Tisches, wo seine Hände gefaltet lagen.

„Ich habe nicht verstanden“, sagte sie unsicher.

„Ich meine“, begann er, das Gesicht wieder hebend, „als Bollwerk gegen deine Liebe. Das hat schon manche Frau gerettet, daß sie an einen Mann gefettet war, und sich nicht einer Reizung hingeben konnte, die sie in Unglück und Verderben stürzte. Du aber gehörst nicht zu jenen, die einem Ja, das sie gegeben haben, treulos werden.“

Sie schüttelte den Kopf und klatete auf seine breiten Schultern, die vor ihr gelent lagen. „Ich kann nicht“, dachte sie. „Ich kann nicht.“ — Und hatte schon die Finger auf seinem Haar ruhen und fuhr darüber hin. „Ich gebe dir morgen Bescheid. Aber ich bitte dich, mach dir nicht zu große Hoffnungen. Fritj“, mahnte sie, als er ihre Hand zwischen die seine nahm und die Lippen darauf drückte.

„Das kann ich doch halten, wie ich will“, gab er zurück. Sie sah, wie er die Arme nach ihr streckte und bekam ein hartes Glänzen in den Augen. „Morgen, habe ich gesagt!“

„Ich will ja nicht!“ beruhigte er, hielt aber noch immer die Arme nach ihr ausgestreckt. „Es wird jedoch ein „Ja“. — Denn du traußt mich, meine Margot. Wie ein Ertrin- kender den Arzt, so traußt du mich. — Der andere darf auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde wissen, was er dir ist, sonst bist du schon verloren und in seinen Augen im Wert gesunken.“

„Und du? — Was bin ich dir?“

„Die Frau, die ich liebe!“

Es war mit einem Male totenstill in der Hütte. Man hörte den Pendelschlag der Uhr, draußen stand alles ufer- los und ohne Ende, die Buchen, der See, das Strauchwerk, das die Hütte schirmte.

Die beiden Menschen sahen unbeweglich und horchten in sich hinein.

(Fortsetzung folgt.)

**Straum**

Deute Nacht lag ich im Norden. Und ein grauer Tag vorjahnend. U. d. zum schönsten Traum geworden. Dahne sich mein Heimatland.

Und ich sah ein Seel' gleiten Auf dem oberflühen Strom, Und in bold verhallen Worten Sag die Stadt mit ihm ein Dom.

O wie da die Wälder langru, Die ich längst nicht mehr vernahm. Und die a'ten Glock'n Lang'n Wie im Märchen wunderbar.

Und des Wehe kom aus der Ferne, Und es dümmerte das Feld, Und die er'n'n, greßen Sterne Zogen Luchend durch die Welt.

Dans Bethge.

**Unsere obere Stadt**

Von Bürgermeister i. R. Feldweg

Erst wenn man es verloren erkennt man seinen Wert.

Durch pittoreske Berglage und altertümliche Architek- turen eines der reizvollsten Kleinstädtebilder Schwabens. Mit diesen wenigen aber treffenden Worten erwähnt kein geringerer als der Altmeister der deutschen Kunstgeschichte, Professor Georg Dehio, unsere obere Stadt in seinem Hand- buch der deutschen Kunstdenkmäler. Seltener hat er, der mit seinem Lobe sonst lacht, einer anderen deutschen Kleinstadt in dem großen Werk ein solches Lied gesungen; nicht mit Unrecht und ohne Uebertreibung. Tatsächlich wird man kaum ein so schön und malerisch gelegenes, in seiner Gesamtanlage im großen und ganzen noch gut erhaltenes Städtchen aus dem späteren Mittelalter und seiner unmittelbaren Nachzeit finden. Allerdings sind an den Häusern Sünden im Laufe der Jahre begangen worden, die nicht gerade notwendig gewesen wären und die ich später noch erwähnen werde.

Obwohl uns Altensteigern die obere Stadt ja sozusagen von außen und innen bekannt ist, so möchte ich doch im Geiste zu einem Rundgang um und in derselben einladen.

Machen wir einen Spaziergang am Hellenberg, so bietet sich unserem Blick auf die obere Stadt feine alle 20 bis 30 Meter ein anderes Bild alter Städtebaukunst. Beginnen wir unseren Spaziergang beim Krankenhaus und gehen den Hellenbergweg hinauf bis zur ersten Wegkreuzung, so bietet sich uns ein im allgemeinen wenig beachtetes Bild, das an eine noch gut erhaltene mittelalterliche Stadtanlage erin- nert, namentlich dann, wenn wir uns im Geiste noch die Ringmauern hinzudenken. Gehen wir weiter den Hellen- berg hinauf, so tut sich unseren Blicken ein anderes Bild auf, die Stadt liegt in ihrer Breite vor uns, die Anlage ist bekrönt von dem uralten wie man es bezeichnet „alten Schloß“, dessen älteste Teile aus dem 11. Jahrhundert stammen. Der Gründer ist, wie vermutet werden kann, ein Mitglied des Hauses der Zollern. Nun macht sich eine Lücke im Stadtbild unmittelbar vor dem „neuen Schloß“ dem gelübteren Auge des Kunstfreundes bemerkbar. Dort stand seit der Mitte des 16. Jahrhunderts unsere erste Stadtkirche, dem heiligen Leonhard geweiht. Das Kirch- lein, das später noch der Aufbewahrung von Holz und ähn- lichem diente, wurde zu Anfang der zweiten Hälfte vorigen Jahrhunderts abgebrochen, um für das Kameralamt eine bessere Zukunft zu schaffen. Weiter unten inmitten der Stadt überragt das obwohl mit einem neuzeitlichen Kleid verzierte, doch schöne Rathaus mit seinem hohen steilen Dach die es umgebenden Bürgerhäuser, gleichsam als wollte es dieselben betreuen, ähnlich wie ein Hirte die um ihn gekehrte Herde. Einen wirklich guten Abbruch des alten Stadtkerns bilden die auf der alten auf geringe Höhe abge- tragenen Ring- und Zwingermauern. Machen wir unsere Runde weiter und gehen über den Seilengraben hinüber zum Sanft Annaberg, so bietet sich die obere Stadt wieder in anderem Bild, in diesem schneidet unser Blick die Ost- seite, die jetzige Stadtkirche aus dem Ende des 18. Jahrhun- derts in ihren nicht ungeschönen Formen beherrscht jetzt das Bild, das nicht mehr die strengen alten Linien aufweist. Gehen wir nun der Stadt selbst noch einen kurzen Besuch, so fällt uns sofort die eigenartige und schöne Strohanlage mit ihren Staffelaufgängen auf, die es ermöglichte, auf dem nicht großen Baugrund des alten Stadtkerns den klein- sten Fleck auszunützen und möglichst viel Baurfläche schaffen zu können. Auf die Schilderung einzelner Bauweisen einzu- gehen, würde zu weit führen. Manches derselben trägt noch Merkmale alter Baukunst, so ist an einem Haus noch ein wirklich schöner spätgotischer Abbruch einer Heu- oder Fut- teröffnung in einem Giebel, an einem anderen Haus finden wir wieder einen schönen, gleichfalls noch an das Spätgotische anklingenden feineren Türsturz. Noch einiges wäre der Erwähnung wert, wie zum Beispiel der schöne Erker an einem Haus in der Umgebung des Markt- platzes und dann aber vor allem das Kleinod, der Markt- brunnen mit seiner schönen Brunnen säule im Rokoko still.

Das ganze Gesicht des Stadtbildes war bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein anderes. Die Häuser tru- gen durchweg sichtbar gehaltenes Fachwerk in jedenfalls schönen Formen. Erst als um diese Zeit der Massivbau bei den Bürgerhäusern mehr und mehr zur Mode kam, glaubte man wie allerorts, als vornehm erscheinen zu müssen und ahmte durch das Verputzen der Umfassungswände seines Hauses die neu aufkommende Bauart nach. Man vernichtete hiedurch große Kulturwerte und gab den Städten ein Aussehen, das nicht gerade zu ihrem Vorteil gereichte. Mit dem Verputz fand man sich schließlich ab und man kann ihn heute als das kleinere Uebel bezeichnen, nachdem man jetzt mehr und mehr darauf überzugehen scheint, die schönen alten Häuser zu verschleiden und mit irgend einer Mofe- farbe anzustreichen, gleichviel ob sie in ihre Umgebung paßt oder nicht. Nun, nachdem die Fehler gemacht sind und man

sie einzusehen scheint, versucht man manchenorts, die Ge- bäudeflächen von ihren aufgetragenen Hüllen wieder zu befreien und zeigt das Haus wieder der Welt in seinem schönen alten Kleid. Daß auch dem Staat viel an der Schaffung schöner alter Städtebilder liegt, geht daraus her- vor, daß vom Landesamt für Denkmalpflege je nach Lage des Falles Zuschüsse gewährt werden. Jedenfalls sollte jeder Eigentümer eines alten Fachwerkhäuses und aber hier vor allem der alten schwäbischen Ständerholzhäuser, von denen noch einige in der oberen Stadt zum Teil erhalten sind, sich eine Ehre daraus machen, daß er sein Haus der Welt wieder in dem Kleid zeigt, das es vor 200 und mehr Jahren getragen hat. Ein großer Vorteil ist, daß nun auch die Baupolizeibehörde ein gesetzliches Recht in der Hand hat, gegen grobe Eingriffe in ein Stadt- und Landschaftsbild einzuschreiten.

Schließlich will ich noch ausdrücklich betonen, daß das, was ich über die Unterhaltung alter Gebäude sagte und die ja nichts anderes als alte Baudenkmäler sind, nicht die Eigentümer der Häuser der oberen Stadt allein betrifft, sondern daß meine Ausführungen ganz allgemein sind, denn in dieser Beziehung werden landauf landab mehr oder weniger die gleichen Fehler gemacht.

**Der Kammerdiener des Königs**

Eine heitere Skizze

von Alexander von Gleichen-Ruhwurm

Als er zu Bett gegangen und die Gesellschaft der auf- wartenden Kavaliere entlassen war, fragte König Franz I. seinen Kammerdiener, Louis Brabant: „Nun, Louis, Du bist ja traurig, was ist mit Dir?“

„Herr, Ihr werdet lachen, es ist um ein Mädchen.“

„Du kannst doch so viele haben, wie Du willst — hübscher Burich, des Königs Kammerdiener.“

„Vielleicht, aber die Eine nicht. Die Eltern sind Kaufleute und wollen einen reichen Geschäftsmann für ihr Kind.“

„Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen. Streng Dich an, Louis — ein guter Schwert erobert die Braut.“

„Das ist's, Herr! Ihr bringt mich auf den rechten Weg.“

Schon lachte Louis Brabant und sein Lachen klang aus den Falten des Himmelbettes und aus der Stubendecke weit oben, so daß der König mitleidig und meinte: „Du wirst's schon machen, Spatzvogel.“

Dann drehte er sich um und Louis verließ das Gemach, nachdem er vorsichtig die Kerzen gelöscht.

Des Königs Kammerdiener schlenderte noch durch die Stadt Paris und kam am Hause des Bankiers Saint-Gille vorüber. Er sah Licht im Hause und vernahm den Ge- zähl über seinen Büchern. Da blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf: bei dem wollte er seine Kunst versuchen und ein Probestückchen machen, ehe er das Bräutchen von seinen El- tern erlösen würde.

Er klopfte laut dröhnend an die Haustür mit dem bron- zenen, schöngeschnittenen Griff, klopfte noch einmal und noch einmal, aber es dauerte lange, bis der Alte die Treppe her- unterkam, durch ein Fensterchen auf die Straße spähte und nach dem Begehren des spätem Besuchs fragte.

„Der Kammerdiener des Königs, Herr Saint-Gille, mit wichtiger Botikait!“

Saint-Gille erhob die Leuchte, erkannte den Mann und öffnete: „So spät, Herr Brabant“, sagte er. „Kommt her- ein. Was wollt Ihr?“

„Geld“, lautete die kurze Antwort.

„Das wollen alle von mir. Woju? Warum? Wieviel?“

Sie waren im Zimmer des ersten Stocks angekommen, als Brabant erwiderte: „Dreitausend Livres für den Krieg gegen die Türken.“

„Macht keine Witze! Türkenkrieg? Kein Mensch spricht davon.“

„Ihr seid auch der Erste, der davon erzählt. Ihr gebt für die Vorbereitung dreitausend Livres und könnt mit der Nachricht zehntausend verdienen. Das Geschäft bringt ich Euch.“

„Ihr lügt und wollt nur das Geld vertun, um das Ihr mich geprellt habt.“

„Bei allen Heiligen“, begann Louis zu schwören. „da seht er plötzlich ab, ein Seltsames geschah und Herr Gille, dessen Frömmigkeit in hartem Aberglauben auslief, zitterte an allen Gliedern.“

„Bei Euren Seelenheil“, erlang eine Stimme laut und drohend von der Ecke des Zimmers, „heißt die Ungläubigen zu bekämpfen. Ihr macht viele Sünden gut, gebt Ihr das Geld.“

Louis stand mit niedergebognenen Augen vor dem Er- schrockenen: „Macht, was Ihr wollt“, sagte er einfach und wendete sich zum Gehen.

Doch Herr Saint-Gille griff in seine Kasse, entnahm ihm mit unruhigen Händen das Geld und drängte es dem Kam- merdiener auf: „Nehmt, nehmt!“

Als Brabant das Haus verlassen hatte, wankte der Ban- kier wieder hinauf, sank ermattet auf seinen Sessel und stöhnte: „Der Schrecken! Aber eine gute Tat — und ein gutes Geschäft.“

Am anderen Vormittag erschien des Königs Kammer- diener fern angetan im Hause des Kaufmanns Lecadieu und ließ sich von seiner Angebetenen, der süßen kleinen Margot, ins Empfangszimmer führen. Margot hatte ein verweintes Gesichtchen und flüsterte: „Louis, die Eltern geben nicht nach, ich muß den Wirt an der Ecke heiraten, den didn, reichen Witwer!“

„Keine Angst! Heute geben sie nach“, meinte er ebenfo- leise und drückte im Dunkel der Treppe dem Mädchen einen herzhaften Kuß auf die Wippe.

Dann wartete er oben im Zimmer, bis Herr und Frau Lecadieu itei und mit wichtigen Mienen ins Zimmer tra- ten. Iherlich geleht, wie es der Zeitgeschmack erforderte, stellte Louis Brabant seinen Antrag bei Margots Eltern und lägte mit offensichtlichem Stolz, wenn auch ein wenig verlegen hinzu, daß er der Gnade des Königs dreitausend Livres verdanke.

Madame Lecadieu zerdrückte wohl ein Tränchen und Rich- bert Lecadieu wie unabsichtlich an, er könne vielleicht!



doch... aber der Kaufmann blieb in seiner Abjage fest. Er wollte nun einmal nichts von reichthümlichen Reuten wissen, von denen der Hof nur so wimmelte.

Leise war Margot ins Zimmer geschlichen und drängte sich hinter die breiten Röcke der Mutter. „Mein Vater!“

„Schweig!“ donnerte der Hausherr. Da ein Wunder, die Frauen bekreuzigten sich. Aus der Ecke des Zimmers, wo das Bild der Madonna hing, tönte eine zarte Stimme: „Vocadieu, gebe in Dich. Hast Du Dein Weib glücklich gemacht? Willst Du Deine Tochter auch unglücklich machen? Nur aus gemeinem Geiz? Gib sie dem braven Mann.“

Vocadieu starrte in die Ecke. Er wagte nicht, wie ihm geschah.

„Um Deiner Seligkeit willen, Vocadieu“, schrieb die Mutter, „gib nach!“

Und Vocadieu gab voller Angst seine Einwilligung, wie in der Nacht Herr Saint-Gille das Geld gegeben hatte. Die kleine Margot war glücklich und kniete nieder vor dem wunderthätigen Bild.

Als der König am Abend wieder zu Bett gegangen war, saß Louis Brabant vor Vergängen und konnte seine Freude nicht an sich halten. „So lustig, Louis?“ — „Ja, Herr, Euer Rat hat mir gehalten. Euch verdanke ich mein Glück, denn Ihr habt mir zu einem guten Gedanken verholfen.“

Dann erzählte er, was geschehen war. „Einmal“, sagte ihm der König darauf, „hast Du Deine Kunst, aus dem Baudie zu sprechen, schlecht angewendet, und das verdient Strafe, das zweitemal gut, und das verdient Lohn. Zur Strafe trägt Du Herrn Gille die dreitausend Livres wieder ins Haus und begleitest mich in den Türkenkrieg, denn Du hast recht aufgeknüpft, er bricht wirklich aus. Zum Lohn für Deine Brautwerbung, die mich weiblich machen macht, überließ ich Dir dreitausend Livres. Auf die hin kannst Du heiraten, wenn der Feldzug vorüber ist.“

Und so geschah's.

### Der Schöpfer des Deutschlandliedes

Zum 60. Todestag Hoffmanns von Fallersleben

Anlässlich eines Ständchens, das die Hamburger Sängerkörner und Turner einem deutschen Kämpfer, dem Heidelberger Professor Weller, brachten, erklang in einem Oboerabend des Jahres 1911 zum erstenmal das berühmteste Lied des Dichters Hoffmann von Fallersleben in der Öffentlichkeit. Brauend erhob sich eine eigenartig padende, moralartige Melodie unter der dröhnenden Begleitung von Hörnern und Trompeten zum Himmel. Die anwohnenden Bürger, nicht nur der Gekleierte erschienen an den Fenstern, angelockt durch diesen herrlichen neuen Song, dessen schöner, klarer Rhythmus vertraut wurde, ehe man noch die Worte kannte. Und schon an diesem ersten Abend, an dem „Das Lied der Deutschen“ gesungen wurde, prägte sich die in allen drei Strophen wiederholte Schlüsselzeile, der wesentliche Gedanke des ganzen Liedes unaussprechlich dem Herzen der Hörer ein: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.“ Von diesem Tage angefangen, errang das Lied eine ungeheure Volksbekanntheit, und lange ehe es — erst nach Kriegsende — amtlich zur Nationalhymne erklärt wurde, war es zu einem Volkslied geworden, in dem Sinne, das jeder Deutsche es kannte und liebte.

Wer war sein Dichter? Einer, dessen Namen heute sicher nur noch in politisch-literarischen Fachkreisen gerade eben bekannt wäre, wenn er nicht, neben vielen Liedern, die heute nicht mehr gesungen werden, auch das eine, das Deutschlandlied, geschrieben und dieser seiner Dichtung mit höherem Instinkt eine Melodie von Hand, die ursprünglich österreichische Kaiserhymne, zugrunde gelegt hätte. Die handschriftliche Melodie, im Verein mit dem jubelnden Text, hat die Popularität des Liedes bewirkt. Auf Helgoland, diesem meeresumrauteten kleinen Zipfelchen deutscher Erde — damals im Besitz der Engländer, was seiner deutschen Art nie Abbruch getan hat — ist Hoffmann von Fallersleben der große Wurf gelungen. Unter dem Eindruck vorausgegangener schwärmerischer Gespräche über Deutschlands Herrlichkeit mit Freunden, die ihn dann in der Inselinsel Helgoland allein zurückließen, anreißend einer gewaltigen, eigenartigen Natur, dichtete Hoffmann sein Deutschlandlied. Er sagt selbst darüber: „Ich wandelte einsam auf der Klippe, sah nichts als Meer und Himmel um mich, da ward mir so eigen zumute, ich müßte dichten, und wenn ich es auch nicht gewollt hätte.“ So entstand am 26. August 1840 das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“.

August Heinrich Hoffmann, nach seinem Geburtsort, einer kleinen Stadt im Veneduzischen, ne ist Hoffmann von Fallersleben genannt, wurde am 2. April 1798 geboren. Er besuchte die Universität, um Theologie zu studieren, widmete sich aber nebenbei mit Vorliebe und Erfolg dem Studium der vaterländischen Literatur und der deutschen Sprachforschung, um schließlich ganz auf Literatur umzulatten. Von Berlin aus, wo er sich privatim mit seinen Studien befaßte, wurde er als Kultus an der Breslauer Universität Bibliothekar berufen. 1830 trat er sein Amt als außerordentlicher Professor der deutschen Sprache an der Universität in Breslau an, 1835 wurde keine Professur in eine „ordentliche“ umgewandelt. Nach sieben Jahren einer erfolgreichen Tätigkeit wurde er seines Amtes wegen politisch anhängiger Tendenzen entbunden, nachdem seine „Anpolitischen Lieder“ von 1841 bekannt geworden waren und großen Anklang fanden. Zahlreich führte er darauf ein unheilvolles Wanderleben, bis er endlich 1845 in Medlenburg Heimatrechte erwerben konnte. Das Jahr 1848 rehabilitierte ihn auch in Preußen. Er bezog von da an die Unterstützung, die ihm vom Staate zustand und ließ sich 1853 endgültig in Pomeranien nieder. Mit Schade zusammen gab er ein Jahrbuch „Für deutsche Sprache, Literatur und Kunst“ heraus, von dem sechs Bände erschienen sind. 1860 wurde Hoffmann Bibliothekar auf dem Schloß Corren des Herzogs von Ratibor, wo er in der Nacht auf den 20. Januar 1874 im Alter von 76 Jahren starb.

Hoffmann von Fallersleben hat sich um die deutsche Sprachforschung bleibende Verdienste erworben, besonders durch die Veröffentlichung und Uebersetzung älterer deutscher Literaturdenkmäler. Als Dichter bester und leicht fass-

barer Lieder war er zu seiner Zeit sehr bekannt. Er trug wie wenige andere den Ton des echten, einfachen und innigen Volksliedes. Bis in die neueste Zeit haben sich aber nur wenige seiner Dichtungen gehalten. Das „Deutschlandlied“ allein wird auch in kommenden Generationen den Namen seines Schöpfers der Vergessenheit vorenthalten.

### Das Bekenntnis zur Rasse

Von Professor Dr. Stae m l e r.

Der Nationalsozialismus ist Bekenntnis zum Volk, Bekenntnis zu dem Grundsatze, daß es auf mich und auf dich nicht ankommt, daß mein und dein Wohlergehen unwesentlich ist, solange von ihm nicht das Leben des Volkes abhängt. Nationalsozialismus ist nicht Sache des Wissens, sondern ist Sache des Bekenntnisses, Sache der Treue des Einzelnen zum Volksganzen und zum Führer des Volkes. Nationalsozialismus ist Bekenntnis zum Volk. Und weil der tiefste Grundstein eines Volkes in seiner Rasse liegt, in jenem heiligsten, ihm von Gott gegebenen Kern, der allein das Wesen eines Volkes bedingt, darum ist Nationalsozialismus zugleich Bekenntnis zur Rasse.

„Bekenntnis zur Rasse“ heißt aber, sich mit allen seinen Kräften dafür einzusetzen, daß die Rasse des Volkes gesund und unverdorben bleibt, daß alles Schädliche aus ihr entfernt, alles Gute zum Gedeihen gebracht wird.

Du bist als Nationalsozialist bereit, für dein Volk zu sterben.

Bist du auch bereit, für dein Volk zu leben? Bist du auch bereit, dein eigenes Wäntchen und Wollen zurückzustellen, wenn es die Zukunft deines Volkes erfordert?

Ich glaube, es wird keinen Nationalsozialisten geben, der, wenn man ihn fragt, nicht sofort voll Begeisterung zustimmen wird.

Kann gut, so höre, was dein Volk von dir verlangt.

Du bist ein gesunder Mensch und stammst aus gesunder Familie. Du bist verheiratet und hast einen gesunden, strammen Jungen, der dir Freude macht, an dem du hängst, aus dem du etwas machen willst, der es einmal weiter bringen soll, als du es hast bringen können. Du bist stolz darauf, daß der Junge einmal die Erfüllung alles dessen erleben soll, wofür du gekämpft hast.

Und was laßt dein Volk?

Dein Volk sagt: Du hast mir gedient, dafür danke ich dir. Du hast gezeigt, daß du ein Kerl bist. Solche Kerle brauchen wir viele. Und gerade, weil du ein Kerl bist, darum muß ich von dir viele Kinder haben, wenigstens 3 oder 4 Kinder, die einmal eben solche Kämpfer für ihr Volk werden, wie du es bist.

Und dann wirst du in deinem Inneren sagen: Ja, aber was soll denn aus den Kindern werden? Ich habe doch nicht das Geld, um sie alle etwas Gutes lernen zu lassen. Wenn ich so viele Kinder habe, dann kann ich sie doch nicht so erziehen, wie ich sie erziehen wollte.

Aber dein Volk, das Volk, für das du kämpfst, ist unerbittlich: es wird zu dir sagen: Was soll geschehen, wenn alle so denken wie du? Dann muß ich, dein Volk, sterben. Denn ich lebe nur davon, daß meine Bekten mir Kinder schenken. Du bist bereit, für mich zu sterben. Bist du nicht bereit, für mich zu leben, Opfer zu bringen für dein Volk? Auch das Opfer, daß deine 4 Kinder vielleicht nicht so geübt und gepflegt werden können wie das einzige? Ist das schon zuviel von dir verlangt? Ich war einst ein wachsendes Volk, stark und allgemein geachtet. Ich bin heute zum Sterben verurteilt, weil es unzählige Menschen gibt, die so denken wie du.

Willst du also, daß dein Volk stirbt, oder willst du, daß es lebt?

Und dann weist du, was du als Nationalsozialist zu tun hast.

Aber dein Volk verlangt noch mehr. Du hast einen guten Freund. Er ist gesund und kräftig und dein Kamerad gewesen in der Jugendzeit. Und plötzlich, aus helterem Himmel heraus, erkrankt er. Er ist verstimmt, sein Wesen verändert, voll Unruhe. Er versteht dich nicht mehr, du ihn nicht. Schließlich kommt es so weit, daß er in ein Sanatorium gebracht werden muß, wo er nach langen, bangen Monaten seine Geliebte wiederfindet.

Und wie er entlassen werden soll, da tritt der Arzt der Anstalt an ihn heran und sagt zu ihm: Weicht du auch, Volksgenosse, daß du eine schwere Krankheit in dir trägst, ein Leiden, das du auf deine Kinder weiter vererben kannst? Weicht du auch, daß deine Rasse von Urteilern her verdorben ist? Weicht du, welche Folgerungen du daraus ziehen mußt?

Und dein Freund ist entsetzt und droht zu verweigern. Nun hat er für sein Volk gestritten und gekämpft, und wie der Sieg erlitten ist, da wird ihm gesagt: Du bist nichts wert!

Nein, nicht doch! Er ist gerade soviel wert, wie er früher wert war. Sein Volk ist stolz auf ihn und wird ihn als Kämpfer und Vorkämpfer immer noch achten.

Aber durch den Mund des Arztes sagt ihm sein Volk: Du mußt zu den Kindern verzichten. Du hast gezeigt, daß du ein ganzer Kerl bist, so zeige es auch jetzt. Willst du es verantworten, schweres Elend in die Welt hineinzubringen? Willst du es verantworten, Kinder zu haben, die vielleicht ihr ganzes Leben hinter den Mauern einer Irrenanstalt zubringen müssen. Gehe einmal hinein in eine Anstalt von Geisteskranken und Idioten! Schöne sie dir an, die armen, elenden Menschen, die schon fast keine Menschen mehr sind! Willst du daran schuld sein, daß noch mehr solche Menschen geboren werden?

Nein, das kannst du als Nationalsozialist nicht wollen. Und der Staat, dein Staat, den du erlämpft hast, der kann das nicht dulden. Deshalb verlangt er, daß alle Menschen, die an schweren Erbkrankheiten, besonders Geisteskrankheiten, leiden, sich einer kleinen Operation unterziehen, die dafür sorgt, daß sie keine Kinder bekommen können.

Du wirst sagen: Ich bin Manns genug, auf Kinder zu verzichten. Ich weiß, was ich tue. Dazu braucht es keiner Operation. Du hast du für dich gewiß recht. Aber nun denke einmal an deinen Freund. Jetzt erscheint er völlig gesund und Herr seines Willens. Wenn ihn aber jetzt wieder ein Anfall seines Leidens überfällt, wird der dann die Kraft

haben, auf das zu verzichten, was nun einmal als härtester Trieb im Menschen steht? Wird dann nicht die Gefahr tiefertragend werden, daß doch eines Tages ein neues Wejen entsteht, das die ganze Schwere der Krankheit mit ins Leben bekommt?

Nein, der Staat, dein Staat, der hat die Pflicht, dafür zu sorgen, daß dem Volk kein Schaden entsteht. Nicht auf dich, nicht auf deinen Freund kommt es an, sondern auf das Volksganze. Und das gebietet, alle jene Menschen zu sterilisieren, die eine Gefahr für die Rasse, für die Erbgesundheit sind. Die Operation soll nicht eine Strafe sein, sondern eine Hilfe, die dem Operierten die Verantwortung für sein Volk abnimmt.

Wir vertreten Verantwortlichkeit und Führerprinzip. Der Staat und seine Führer sind verantwortlich für das Leben und die Zukunft des Volkes. Sie sind also vor allem verantwortlich für das Heiligste, was das Volk hat, für seine Rasse. Man kann nicht jedem Einzelnen die volle Verantwortung auflegen, weil der Einzelne die Schwere seiner Pflichten oft nicht verstehen wird. Danken wir es darum unserer Regierung, daß sie die Kraft in sich fühlt, selbst die Verantwortung zu übernehmen und dem Einzelnen in dem Kampfe mit dem Selbst zu helfen.

Das ist der Sinn des Gesetzes zur Bekämpfung des erkrankten Nachwuchses, daß es von dem Einzelnen ein kleines Opfer verlangt, um dadurch großes Unglück und Elend für spätere Generationen zu verhüten.

### Blut und Boden: Ein Beispiel

Die wertvolle Arbeit hat die Familientorscherin A. von Vinonius geliefert, indem sie die Sippenkundlichen und besitzrechtlichen Verhältnisse des Dorfes Starlow (Kr. Stolp) mit unermüdlicher Gründlichkeit untersuchte und feststellte. In diesem Orte sind sämtliche 28 Bauern bzw. ihre Vorfahren mindestens 200 Jahre auf ihrem Besitztum, einige können ihre Linie sogar bis vor dem 30jährigen Kriege verfolgen. Niemals in dem genannten Zeitraum ist auch nur ein einziger Hof durch Kauf in andere Hände übergegangen!

Ursprünglich siedelten hier ausschließlich Niederachsen, erhielten dann aber noch Zugang von „zweiten Jungen“ aus Westfalen. Das in Starlow gebräuchliche Platt unterscheidet sich erheblich vom sonstigen Platt Hinterpommerns, ermdlich aber leichte Verständigung mit Plänen. Der Reformation gegenüber verhielten sich diese Bauern zunächst sönlich ablehnend, kein Zwang half. Schließlich aber kamen sie doch zur freiwilligen Annahme durch die Ueberzeugung, ein Pfarrer mit eigener Familie erschien aus mancherlei Gründen erwünschter als ein eheloser.

Die herrschenden Sitten könnten Stoff für das Buch „Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“ von Darre geliefert haben. Das Rassebewußtsein — nordisch mit fälschlich Einbildung — ist außerordentlich entwickelt. Die Heiratsbeziehungen mit dem benachbarten, ursprünglich ebenfalls edelblütigen Mägenow wurden abgebrochen, als dort nach dem Siedenzährigen Kriege fremde Einflüsse zunahmen. Proletariatsbildung wurde verhindert, heiraten durfte nur, wer einen Hof oder die Anwartschaft darauf hatte. Kinderzahlen bewegten sich üblicherweise zwischen 10 und 12. Alle Handwerker stehen dem Bauern gleich. Hoherbe wurde nicht der Erstgeborene, sondern der Befähigte. Auch der Knecht, der ja doch Bauernabkömmling war, durfte in den Hof einheiraten, wenn er nur tauglich war. Die alten Bräuche nehmen notfalls drastische Formen an.

Der großen Kinderzahl entspricht starker Menschenüberschuß. Die großen Verluste durch Krieg und — früher — Pest wurden immer bald ausgeglichen. Zwischen dem Siedenzährigen Krieg und der Franzosenzeit machte sich starke Neigung zum Seemannsbetrieb bemerkbar. Das Walfischhandwerk noch mehr lokale, versteht sich von selbst. Starlow war ein „Gardedorf“, das enge Verbindung hielt mit den „Alexandern“, der Gardelavallerie und den Kaiserlichen Königin-Kürassieren. Heute stellen die 400 Einwohner 68 Mann SA und SAW, natürlich vorwiegend aus den Befehlshausen.

So sieht germanische Demokratie aus, wie sie in dieser Echtheit eben nur unter Blutsaristokraten möglich ist. Hier haben Knecht und Hülfejunge, abgesehen von der Befehlsgewalt, dasselbe Recht wie der Bauer; sie bilden alle eine Familie und stehen vorbildlich füreinander ein. Ihrem Familienholz entspricht genaueste Kenntnis der Vorfahren und Stammbäume. Bemerkenswert ist eine ausgeprochene Musikfreudigkeit.

Und von diesem Gebiet behaupten polnische Zeitungen fast täglich, es sei polnisches Land und von Polen bewohnt! Aber mit solchen unwahren Behauptungen ist seit je, und be anders seit 1918, viel Geschick gemacht und viel Friedlosigkeit über die Menschheit gebracht worden. Darum schon sind solche Forderungen wie die von A. von Vinonius so überaus belangreich. Man muß wissen, um richtig wolle und wirken zu können.

### Feierabend mit dem Mundfunk

Feierabendgestaltung. Dieses Wort umfaßt Besinnliches und Ausgelassenes, Tanz und Spiel, Ernst, Humor und Fröhlichkeit. Man hört das loggloje Pfeifen fröhlicher Burtschen, das Spiel auf der Mundharmonika, hört Zither, Bandonium und Lieder und wieder Lieder. Hier singt die Geige, dort erklingt das Klavier und andernorts weht durch den Raum der schwere, volle Ton eines Cellos.

Feierabend umfaßt Nichtstun, Sinnen und Denken, Spielen und Schaffen, Basteln und Hämmern und alles, was das Herz in Feiertunden begehrt.

Wer könnte hier gegenwärtiger sein als der Mundfunk? Wer klebt sich stets gleich und ewig getreu in ernst und frohen Tagen? Wer ist immer bereit zu dienen, von morgens bis abends, vom Hahnentanz bis zur Mitternachtsstunde?

Der Gestaltung des Feierabends soll all seine Mühe, all seine Liebe gelten. Wer geschäft hat für die Gesamtheit, der soll auch an sich selbst denken dürfen. Und der Mundfunk will hier helfen, eine Welt von Möglichkeiten zu er-

Schlefen. Die Stunden nach der Arbeit sollen erlebnisreich gestaltet und der Erinnerung wert werden.

Das Programm des deutschen Rundfunks in der Zeit vom 4. bis 10. Februar steht unter dem Leitwort „Feierabend“. Alle Sender stellen sich diese herrliche Aufgabe, und jeder erfüllt sie auf seine Art.

Aus dem ersten Schlefen hört man die Mahnung „Wir müssen den Feierabend wieder lernen“ (Donnerstag, den 8. Februar, 17.30 Uhr). D. h. vor allem, daß der Mensch wieder ernst genommen werden muß.

Frankfurt, die Stadt Goethes, wendet sich an den besinnlichen Menschen. Am 6. Februar um die Mitternachtsstunde spricht Wilhelm Michel von deutscher Seele.

Der Ostmarken Rundfunk wird den Feierabend gestalten aus dem Erlebnis eines Landes und seiner Geschichte heraus. Am Montag, dem 5. Februar, berichtet man um 18.00 Uhr von „Einem Tag auf der Domäne Guttenfeld“.

Vom Rhein kommt fröhliche Ausgelassenheit. „Der Feierabend des Westfunks“ am 6. Februar, 20.10 Uhr „will die deutsche Familie nicht zu einem zweistündigen Schweigen verurteilen, sondern duldet neben sich das kleine Gespräch, den spontanen Meinungsaustausch, ohne daß heilige Werte verletzt werden“.

Und endlich sei noch des Deutschlandsenders gedacht, der aus des Reiches Hauptstadt Spottgedänge er-

lingen läßt auf Spießer- und Mädelertum (am Mittwoch, dem 7. Februar 18.05 Uhr). Und dann fordert er am Freitag um 18.05 Uhr auf „Du sollst auch am Alltag lachen“, im Kontor und in der Fabrik, bei der Arbeit und bei der Erholung, „denn dann geht ja alles noch einmal so schnell und so gut“.

Aus dem „Schwobespiegel“

Von August Lämmle Seite ond andre Dr Schwob ist, wie-m-r eate-n-isch, reacht ond schleacht, wie m-n vertwisch.

E' Kapitalist

Dr Laoto'gräber Hurlebaus, der ist e' Freund vom Zehle. Dr Löwiri sperrt ehm de Kredit, dear ist e' Freund vom Fleche.

Der Herr Stadtrat

Dr Heintr sikt em Stadtrat dren. Dr Friedr dear häits au em Senn. Drom schwächt 'r mit ehm: „Gatterma, guf so ond so! Wie lang 's a'?“

Auflösung unieres letzten Rätsels:

Die Sterne und der Mond

Buntes Allerlei

Der Hintenlauf unter Wasser

Kann man unter Wasser eine Kugel abfeuern? Wie verhält sich die Kinte in diesem Falle? Fragen dieser Art kann man nicht nur in den Kreisen der Jäger hören.

Einige Gasklassen liegen an die Oberfläche. Aber dann zeigte sich, daß der Lauf der Kinte in seiner Längsrichtung auf etwa 27 Zentimeter ausgezogen war, und zwar fehlte der Riß in einer Entfernung von etwa 40 Zentimetern nach dem Verschluß ein.

Holzpfaster

Auf der Landstraße Rejerih-Schwiebus werden Versuche mit Holzpfaster durchgeführt. Es handelt sich um ein Verfahren von Kreisbaumeister Zöllner in Rejerih, das Holz anstatt Pflastersteinen zum Unterbau verwendet.

Steuerturfsitäten von ein'i

Die sonderbarste Steuer aller Zeiten war den alten Römern bekannt. Die dortige Behörde erhob in den Jahren, wo der Riß über seine Ufer trat, eine besondere Steuer.

Bei den alten Griechen stinneten sich alle Hausvater nach innen. Diese Einrichtung bestand aus steuerlichen Gründen. Die Behörde vertrat den Standpunkt, daß jede sich nach außen öffnende Haustür einen Teil der Straße einnehmen würde und aus diesem Grunde steuerpflichtig sein müßte.

Dem römischen Kaiser Vespasian gebührt der Ruhm die merkwürdigste Steuer der Spätantike eingeführt zu haben. Diese bezog sich auf den Urin den die Kloakenarbeiter Roms den dortigen Gerbern regelmäßig lieferten.

Daß man im alten Rom den Untertan für die Erlaubnis zur Eheschließung eine nicht unbeträchtliche Steuer abnahm, ist bekannt. Die gegenwärtige moderne Eheschließungssteuer, die nicht nur deutsche sondern auch französische und italienische „Honeimänner“ zu zahlen haben, bestand bereits im kaiserlichen Rom wo der Geburtzurückgang zeitweilig katastrophale Formen anzunehmen begann.

Es gibt in der Tat wohl nichts, was noch nicht besteuert wurde. Zur Zeit der französischen Könige, als man mit weid- bestrittenen Verträgen einherging, war die Pudersteuer in Kraft. Der geschäftstüchtige Morqus d'Abbe rief dem Sonnenkönig, auch noch eine Haarärztersteuer einzuführen da nicht weniger als sechs Millionen Tielgel Haarfarbe jährlich auf die Köpfe seiner Untertanen geschüttet würden.

Druck und Verlag: W. Nierersche Buchdruckerei, Altensteig, Hauptstr. 11/12. Anzeigenleitung: Gust. Wohlfahrt, Altensteig, D.-A. 12. 1933: 2150.

Zinffer-Knoblauchsaft
wirkt appetitanregend, reinigt Blut und Darm, schafft gesunde Esslust und leistet bei Arterienverfaltung, zu hoch m Blutdruck, Magen-, Darm-, Leber- und Gallenleiden, bei Asthma, Säureschmerzen, Rheumatismus Stoffwechselstörungen und vorzeitigen Alterserscheinungen gute Dienste.
Geruchlos und ohne Geschmack:
Zinffer-Knoblauchöl-Kap'eln u. Knoblauch-Tabletten, Schachtel je M. 3.—
Knoblauch-Bonbons, Beutel 50 Pfg. —
In Apotheken zu haben, Knoblauchsaft und Bonbons auch in Drogerien, bestimmt dort, wo eine Packung anliegt.
Dr. Zinffer & Co. G. m. b. H.
Helfränder-Str. 2 Leipzig 3 4

Werbung ist kein Luxus,
Werbung ist eine Notwendigkeit!
Alle Holzformulare
wie:
Aufnahme- und Abgabe-Register für alle Holzarten
Hauerscheine
Holzloszettel
Taglohnlisten
Hofbüchlein
Rubikatfeln
empfiehlt die
W. Nierersche Buchdruckerei, Altensteig

Chronische Verstopfung, harter Stuhlgang, Darmträgheit?
Durch die glückliche Zufinmmung der Sani Drops als rein pflanzliches, wirksames Darmreinigungsmittel tritt auch bei längerer Dauererkrankung keine Gewöhnung ein.
Sani Drops Kurpackung RM. 2.75, Notpackung RM. 1.50
In den Apotheken zu Altensteig, Halterbach u. Pfalzgrafenweiler.
An unsre Mitarbeiter...
Wer für die Presse schreibt, wendet sich an alle Volksgenossen, gebildete und ungebildete. Er hat die Pflicht, seine Beiträge in eine einfache und klare Sprachform zu kleiden, die frei von entbehrlichen Fremdwörtern. Auch das ist ein Weg zur Volksgemeinschaft! Wir bitten unsere Mitarbeiter, als Führer voranzugehen — der Leser wird's danken!
... und unsre Anzeigenkundschaft!
Der Werber der deutschen Wirtschaft hat bestimmt: „Die Werbung hat in Gestaltung und Ausdruck deutsch zu sein.“ Mit Recht! Anzeigen, die dem nicht entsprechen, wirken nicht. Unwirksame Anzeigen sind weggeworfenes Geld. Wer Geld wegwirft, treibt Volkerverrat! Wir bitten daher unsere Kunden nur sprachlich saubere und geschmackvolle Anzeigen aufzubereiten. Der Erfolg wird's lohnen!

Füttert die hungernden Vögel! W. Nierersche Buchdruckerei, Altensteig

Wenn Sie sich über den Rundfunk freuen — dann schreiben Sie uns!
Wenn Sie sich ärgern — schreiben Sie uns auch!
R. D. R.
Kreisgruppe Nagold, Witt.
Kreisrundfunkstelle.